

**Predigt über Kohelet 3, 10-15
zum Schlossgartenfest vom 12. Juni 2016
gehalten von Pfr. Martin Keller**

Erste Lesung aus Matthäus 15, 21-28

Die Begegnung mit der kanaanäischen Frau

„Und Jesus ging von dort weg und zog sich in die Gegend von Tyrus und Sidon zurück. Und da kam eine kanaanäische Frau aus jenem Gebiet und schrie: Hab Erbarmen mit mir, Herr, Sohn Davids! Meine Tochter wird von einem Dämon furchtbar gequält. Er aber antwortete ihr mit keinem Wort. Da traten seine Jünger zu ihm und baten: Stell sie zufrieden, denn sie schreit hinter uns her! Er antwortete: Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Doch sie kam, fiel vor ihm nieder und sagte: Herr, hilf mir! Er antwortete: Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen. Sie sagte: Stimmt, denn die Hunde fressen ja ohnehin von den Brotbrocken, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Darauf antwortete ihr Jesus: Frau, dein Glaube ist gross! Dir geschehe, wie du willst. Und von Stund an war ihre Tochter geheilt.“

Predigttext aus Kohelet 3, 10-15

Gott hat alles schön gemacht

„Ich sah, was Gott den Menschen zu tun überlassen hat. Alles hat er so gemacht, dass es schön ist zu seiner Zeit. Auch die ferne Zeit hat er den Menschen ins Herz gelegt, nur dass der Mensch das Werk, das Gott gemacht hat, nicht von Anfang bis Ende begreifen kann.

Ich erkannte, dass sie nichts Besseres zustande bringen, als sich zu freuen und Gutes zu tun im Leben. Und wenn irgendein Mensch bei all seiner Mühe isst und trinkt und Gutes genießt, ist auch dies ein Geschenk Gottes.

Ich erkannte, dass alles, was Gott schafft, endgültig ist. Nichts ist ihm hinzuzufügen, und nichts ist davon wegzunehmen.

Und Gott hat es so gemacht, dass man sich vor ihm fürchtet. Was einmal geschah, ist längst wieder geschehen, und was geschehen wird, ist längst schon geschehen. Gott aber sucht, was verloren ging.“

Predigt

Liebe Kilchbergerinnen und Kilchberger aus nah und fern

nicht jede Begegnung gelingt auf Anhieb. Selbst bei Jesus nicht, von dem bekannt ist, dass er ohne jegliche Berührungsängste oder Kontaktscheu auf alle möglichen, noch lieber aber alle unmöglichen Leute zugegangen ist. Das hat ihm Kritik eingetragen. Man fand das daneben. Das eigene Gärtchendenken ist halt schon sehr stark.

Darum klappt das mit den Begegnungen nicht immer. Gut - es gibt schon Gründe, dass man eine gewisse Distanz hält. Jemand macht sich im Flugzeug derart breit, dass man sich nicht mehr bewegen kann, hat eine Alkoholfahne von Zürich bis New York oder fällt durch seinen Körpergeruch auf, setzt sich mit einem triefenden Döner neben einem in den Bus oder saugt sich die Zähne aus - lauter Dinge, die man nur ungern in der Nähe hat und die sich dann doch nicht vermeiden lassen.

Manchmal hat man auch effektiv Angst. Alles Fremde ist fremd und unbekannt. Darum geht man sicherheitshalber auf Distanz. Man weiss ja nie.

Und vergisst dabei, dass man selber in einer anderen Umgebung auch ein Fremder ist, den die anderen nicht kennen und dem sie genauso wenig trauen. Das schafft eine Distanz auf beiden Seiten. Man „entgegnet“ sich, aber man „begegnet“ sich nicht. Oder man läuft aneinander vorbei.

Gerade wenn man sich über Ausländer aufregt, die anders aussehen, Lärm machen und sich merkwürdig kleiden oder manchmal unverständlich benehmen, sollte man nie vergessen, dass man ausserhalb der eigenen Gemarkungen auch ein Ausländer ist, über den sich möglicherweise andere ärgern.

Was für uns normal ist, muss es nicht für alle und schon gar nicht überall sein. Das gibt Kollisionspotential. Vor allem dann, wenn man zwar nebeneinander lebt, aber sich kaum kennt.

Eine Begegnung kann eine Kollision sein, besser ist ein Austausch. Und je mehr man sich kennt, desto eher gelingt es, allfällige Barrieren zu überwinden. Dann gewinnen alle.

Wir leben in einer globalisierten Welt. Fremde Menschen und fremde Kulturen finden sich in den abgelegensten Winkeln. Selbst in der Schweiz, wo alles Ausländische mit grösstem Misstrauen beargwöhnt wird, ernten rumänische Arbeiter Erdbeeren und Kartoffeln, bauen Fremdarbeiter Häuser und realisieren deutsche, österreichische und italienische Fachkräfte den längsten Eisenbahntunnel der Welt, auf den die Schweizer jetzt so stolz sind.

Etwas scharf gesagt: Das Denkwürdige an all diesen Leistungen ist nicht, wo sie entstanden sind. Das Denkwürdige ist die Zusammenarbeit, das

Miteinander, dass man voneinander lernt, sich austauscht und gegenseitig auf die Sprünge hilft.

Da kann der Kleine dem Grossen überlegen sein und der Grosse kann dem Kleinen den Raum und die Möglichkeit geben, sich zu entwickeln. Alle leisten etwas und alle profitieren.

Das wäre dann eine erfolgreiche, hilfreiche Begegnung.

Bei Jesus geht es nicht viel anders. Eine Frau, die er nicht kennt und die aus einer anderen Kultur stammt, braucht Hilfe. Er hört ihr zuerst nicht einmal zu und weist die Bitte schroff ab mit der Begründung: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“

Aber da reklamieren die Jünger, weil die Frau lästig ist. So muss sich Jesus doch noch zu einer echten Begegnung zu bequemen. Und jetzt, wo der Austausch läuft und die Frau sich ausdrücken kann, merkt Jesus, dass sie sehr viel mehr von dem einbringt, als was er von den eigenen Jüngern oder gar den „verlorenen Schafen“ erwarten kann.

Was erwartet denn Jesus?

Nichts anderes als Glauben, keine Heldentaten, keine Askese und Selbstkasteiung und schon gar nicht die Härte eines religiösen Gesetzes, sondern einfach einen tiefen, guten und vertrauensvollen Glauben.

Was macht die Menschen denn so hart?

Entweder die Illusion, dass sie ihres eigenen Glückes Schmied seien und deshalb einen Anspruch auf Wohlstand, Sicherheit und Ruhe haben, oder der Irrtum, dass immer nur einer im Recht sein kann und damit meint man meistens sich selber.

Dabei stützt man sich auf allerlei ab: auf die sogenannte Erfahrung, die oft bemüht wird, obwohl man sie gar nicht selber gemacht hat, auf die sogenannte Realität, die es auch nur so weit gibt, wie man sie sich zurechtlegt, oder dann auf eine eingebildete Identität, die sich auf Mythen oder religiöse Vorstellungen stützt, die nirgends rational abgedeckt sind weder durch die Geschichte noch durch die Quellen, die willkürlich und exklusiv in Anspruch genommen werden.

Aus einer so einseitigen Haltung und der Ueberhöhung der eigenen Bedeutung sei es als Volk, als Wirtschaft oder Religion entsteht dann eine aggressive Arroganz, die sich feindselig gegen alles wendet, was ihr fremd vorkommt. Das ist eben Unglauben und leider weltweit sehr in Mode. Man vertraut sich nämlich nichts und niemandem an ausser sich selber.

Jesus merkt, dass er in seiner Abweisung über seine eigenen Ansprüche gestolpert ist. Wer sich zum Anwalt der schrägsten Vögel in seinem Volk macht, sollte gewiss auch Respekt und Verständnis für ein wichtiges Anliegen

für einen Menschen aus einem anderen Kontext haben. Es sind aber die Jünger, die ihm das nahebringen, weil ihnen die Frau auf die Nerven geht.

Es macht also gar nichts, wenn man sich auch mal auf die Nerven geht. Andernfalls gäbe es weder Ehepaare noch Familien, weder Vereine noch Gemeinden. Da geht einem immer wieder jemand oder etwas auf die Nerven. Das ist mühsam aber nicht immer zum Schaden des Ganzen.

Im Gegenteil, es rüttelt auf und macht wach. Und so erkennt Jesus, dass ihm in der Begegnung mit der fremden Frau das entgegengebracht wird, was er sonst nicht findet: grenzenloses Vertrauen. Und das überzeugt ihn und er heilt die Tochter der Frau.

Das ist eine heilsame Begegnung. Glaube besteht wesentlich darin, dass man mit Vertrauen auf das Leben zugeht, nicht mit Furcht und Schrecken und schon gar nicht mit Ausgrenzung, und auch den Mitmenschen, den Vertrauten und den Fremden mit Wohlwollen begegnet und nicht mit Misstrauen. Jesus lebt eine Vertrauenskultur und diese Kultur hat eine aufbauende, heilende Wirkung.

Wir feiern 60 Jahre Partnerschaft zwischen Kilchberg und Kilchberg. Dem Namen nach sind wir gleich. Und doch ist es eine echte Begegnung zwischen verschiedenen Gemeinschaften, die ja auch eine verschiedene Geschichte haben.

1956 brachte ein Brief des Pfarrerssohns Jochen Mohr die Dinge ins Rollen. Ich wusste bis gestern abend nicht, ob das ein Jux war ein Irrtum oder eine bewusste Aktion. Jetzt weiss ich es: es war ein Jux und eine „Tollerei“.

Er hat auf jeden Fall etwas Gutes bewirkt: unsere Zürcher Gemeindeväter liessen sich auf das Manöver ein und man fand Gefallen aneinander. So entstand die Partnerschaft als echte Begegnung und nicht als „Entgegnung“ und schon gar nicht als ein Aneinandervorbeigehen.

Und jetzt sind wir da nach 60 Jahren, von denen ich immerhin 28 Jahre als aktiver Mitstreiter überblicken kann und feiern diese Partnerschaft.

So mit 60 und mehr nähert man sich dem Rentenalter an, hat hoffentlich etwas an Reife gewonnen, weiss, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen und dass nach der ersten Begeisterung der Alltag einkehrt und relativ lange bleibt. Das ist mit der Partnerschaft nicht anders. Die ersten schwungvollen Begegnungen sind einer einfachen aber herzlichen Nüchternheit gewichen. Man ist sich heimisch geworden.

Aber gerade da liegt eine Gefahr, dass aus der echten Begegnung Routine wird - und dann ist der Ruhestand nicht weit, respektive die Aktivität weicht der Bequemlichkeit, das Engagement dem Lehnstuhl und so weiter.

Darum muss man sich immer wieder einen Ruck geben und sich den veränderten Situationen anpassen. Vieles in unseren Gemeinden geht über die Vereine, wo sich die aktiven Mitbürgerinnen und Mitbürger engagieren und dafür sorgen, dass das Leben im Dorf nicht einschläft. In den vergangenen 60 Jahren ist es trotz wechselhafter Wetterlage gelungen die Partnerschaft lebendig zu erhalten und sich auf den verschiedenen Ebenen immer neu kennenzulernen.

Der diesjährige Anlass am Schlossgartenfest ist eine weitere Gelegenheit, die Begegnung zu vertiefen, alte Kontakte zu erneuern und neue zu knüpfen. Und da sind sich die Menschen über alle Grenzen hinweg einig: das tut man am besten, indem man sich aneinander freut, miteinander feiert und isst und trinkt und das Leben genießt.

Dann muss die Begegnung nicht einmal zu einer wunderbaren Heilung führen, es reicht aus, wenn man es sich miteinander in froher Runde gemütlich macht und das Zusammensein und die vielen Möglichkeiten, die eine Partnerschaft bietet, feiert.

So lassen wir die grossen Worte Worte sein und wenden uns im gut biblischen Sinn dem Leben zu:

„Ich erkannte, dass sie nichts Besseres zustande bringen, als sich zu freuen und Gutes zu tun im Leben. Und wenn irgendein Mensch bei all seiner Mühe isst und trinkt und Gutes genießt, ist auch dies ein Geschenk Gottes.“

Amen.